Christian Wendeborns Werbung.

Von Alice Berend.

Bescheidenheit ist eine Tugend. Sie ziert den Menschen. Aber was schmückt, ist selten praktisch.

Das konnte Christian Wendeborn nicht bestreiten.

Nicht nur, weil der Herr Hilfslehrer viel zu bescheiden war, um jemandem heftig zu widersprechen, er hatte diese Erfahrung am eigenen Leibe gemacht. Denn diese Tugend hatte sich ihm auf der schwankenden Brücke zum Glück recht hinderlich gezeigt. Seine einzige Rettung war gewesen, daß das Herz kühner ist als der Kopf.

Denn wenn Christian Wendeborn auch bei allen seinen Einkäufen, ehe noch die flinkgewitzten Verkäufer etwas fragen konnten, seinem Begehren behutsam hinzufügte: natürlich zweiter Qualität; wenn es ihm auch nicht in den Sinn kam, Geld vermittels Tabak in Rauch aufgehen zu lassen, und er sich vor leckren Schaufenstern anspruchslos sagte, daß die Delikatessen für die andern da waren, so klopfte sein Herz doch gerade bei den schönsten Mädchen am höchsten.

Es gab da ein gewisses Blond, eine Mischung von Gold und Sonnenschein, die sein Herz hüpfen ließ wie einen Frosch im Mückenschwarm.

Und wenn er sich, in aller Bescheidenheit, sein künftiges Heim vor Augen stellte, so waren die Teller darin aus Steingut und die Löffel aus Zinn, das Haar der Hausfrau aber aus reinem Gold.

Und dafür sparte er.

In den Wochentagen hielt ihn die Arbeit in Athem. Denn er gab außer den Schulstunden noch bis zum späten Abend Unterricht. Wodurch er nicht nur den allgemeinen Wissensstand hob, sondern auch die Zahlen in seinem Sparkassenbuch auf ein höheres Niveau brachte.

Aber auch Sonntags schmälerte er nicht den Wohlstand seines künftigen Heims. Wenn er die Hefte seiner Schüler verbesserte, die scharfen Ecken seines hohen Sonntagsstehkragens mit einem Stearinlicht geglättet und den Sammetkragen seines schwarzen Rockes sorgsam gebürstet hatte, machte er einen Vesperbesuch bei einem der verheiratheten Kollegen.

Genügsamkeit belohnt sich.

Er kam immer auf seine Kosten. Denn wenn ihm die fremde Hausfrau den Kaffee einschänkte, dachte er lächelnd: wie anders und schöner wird meine sein.

Oft genug fragte man ihn, an was oder an wen Schönes er denke. Worauf er, nicht ohne Erröthen, versicherte, daß es nur ganz äußerlich so aussehe, wie wenn er an etwas Angenehmes dächte.

So hielt man ihn schon viel früher für verliebt, als er es war.

Aber eines Tages geschah es wirklich. Es war im Frühherbst, wo die Welt noch einmal so bunt ist als sonst, und in der Luft noch der warme Hauch des Sommers liegt. Und zu alledem war es Sonntag.

Wendeborn bewohnte ein neues Zimmer, in dem er erst wenige Wochentage verbracht, an denen er, Abends heimkehrend, die Gardinen zugezogen und seine Lampe angesteckt hatte.

Erst heut am Sonntag sah er Zimmer und Umgebung im Tageslicht. Er pfiff, dachte an die Hauptflüsse Rußlands, die er morgen seinen Quintanern zwischen die spielerischen Gedanken klemmen sollte, und war gerade bereit, seinen Celluloidspiegel an die Fensterklinke zu hängen, um sich davor zu rasieren, als er zu pfeifen aufhörte.

Auf der anderen Seite des Hofes lag Sonne. Was Christian Wendeborn nicht wundern konnte. Denn er wohnte immer nur gegenüber der Sonnenseite. Aber zwischen einem jener geöffneten Fensterrahmen blendete es besonders golden. Blonde Haare hingen dort in langen, dichten Wellen über die Lehne eines Stuhles und ließen sich von Sonne und Wind wärmen und bewegen. Eine Perücke. Künstlich hergestellt, um irgend einer Schauspielerin zu lügnerischem Gleißen zu verhelfen. Offenbar wohnte dort drüben ein Haarkünstler. Der Himmel mochte wissen, was für ein Heidengeld der Kerl mit diesem irreführenden Machwerk verdiente.

Nachdenklich henkelte Wendeborn seinen Spiegel über die Klinke und begann sich mit der wohlfeilen Nachahmung eines theuren Rasierzeugs den Hals zu bearbeiten.

Wenn sein Blick einmal am Spiegel vorbeirutschte, flimmerte die Perücke wie flüssiges Gold.

Aber gerade als er mit dem Messer über den Adamsapfel strich und wirklich bei der Sache hätte bleiben sollen, sah sein daneben gleitender Blick etwas, das ihm beinah die Kehle gekostet hätte.

Die Perücke bewegte sich. Von selbst. Sie schien sich aus dem Fenster zu schleudern,, aber im gleichen Augenblick sah Christian, daß sie an einem Kopf hing, und eine Sekunde später hatte sich die Perücke gedreht, und ein junges Mädchengesicht, das aus einem, den Hals weit freilassenden Frisiermantel guckte, sah aus dem Fenster und zu dem Stückchen Himmelblau hinauf, das die rothen Dächer miteinander verband. Wendeborn hatte gerade noch seinen Rockkragen hochschlagen können, als die Blicke auch schon vom Himmel auf ihn niederglitten. Er hatte gerade noch gesehen, daß die Augen braun waren, wie die eines Rehs, und der Hals weiß, wie Alabaster. Dann hatte er sein eingeseiftes Gesicht mit einem raschen Sprung unsichtbar gemacht.

Aber auch drüben schnellte ein Vorhang vor.

Erst nach geraumer Zeit wagte Wendeborn mit langgestrecktem Arm den Spiegel zu lockern. Im dunkelsten Winkel des Zimmers verschönerte er sich fertig.

Als er in hohem Kragen und schwarzem Gehrock, besuchbereit, dastand, näherte er sich wieder dem Fenster. Mit festem Griff öffnete er es.

Im gleichen Augenblick theilte sich drüben die Gardine. Eine junge Dame, mit einer blonden, breiten Zopfkrone über der Stirn, schob die Fensterflügel weit auf und zupfte sich vor den spiegelnden Scheiben ein schwarzes Sammetschleifchen unter dem linken Ohr zurecht.

Dann wendete sie blitzplötzlich den Kopf und sah Christian Wendeborn mitten ins Gesicht.

Er war so erschrocken, daß er sich unter das Fensterbrett ducken wollte. Aber man kann nicht immer, wie man will. Ohne daß er es sich, seinen Schülern, oder irgend jemandem, hätte erklären können, wie es zugegangen, hatte Christian Wendeborn, feuerroth, aber korrekt, eine tiefe Verbeugung gemacht, die mit leichtem, fabelhaft leichtem Kopfnicken erwidert worden war. Dann war der Platz drüben am Fenster leer geworden. Und blieb es auch.

Christian mußte sich entschließen, seinen Besuchweg anzutreten. Denn heut war es sogar das Heim des Herrn Direktors, das mit einer Tasse Kaffee auf ihn wartete. Und mit vier braunhaarigen Töchtern.

Nie hatte Christian Wendeborn so unentwegt gelächelt wie heute. Seine Augen glitten von einem braunen Mädchenkopf zum andern. Vier verschiedene, kunstvoll gelegte Frisuren. Er lächelte. Fräulein Minni, des Direktors Aelteste, spielte und sang Schubert. Dreiviertelstunden lang. Mancher Gast ging ins Rauchzimmer. Wendeborn blieb. Die Musik hinderte das Geschwätz. Er konnte es sich ungestört und immer wieder versichern, daß der blonde Kopf seinen unbescheidenen Gruß erwidert hatte. Nur störte ihn, daß Fräulein Minni am Schluß jeder Notenseite, aufgeregt durch das bevorstehende Umblättern, aus dem Takt kam. Und damit auch den Rhythmus seiner Gedanken hemmte. Auf Zehenspitzen näherte er sich dem Klavier, setzte sich bescheiden ein wenig hinter das Fräulein und blätterte, statt ihrer die Seiten um, wenn es Zeit dazu war.

Eine Mutter sieht viel.

Die Frau Direktor zog ihren Gatten beiseite und sagte ihm, daß der Herr Hilfslehrer ein allerliebster Mensch sei, der nicht rauche, nicht trinke, kein Auge von Minni wende und vor Weihnachten mit einer festen Anstellung versorgt sein müsse.

Der Herr Direktor wußte, daß Gehorsam Pflicht ist. Als Pädagoge wie als Ehemann.

Wendeborn ahnte nichts von dem Glück, das sich um ihn zusammenzog. Er hatte sich artig verabschiedet, sorgfältig seinen Kragenschoner unter den Ueberrock geschoben und sich nach Hause begeben. Eilig. Bevor die Sterne am Himmel standen, und sich alle Fenster vor der Nacht verschlossen.

Aber als er endlich wieder an seinem Fenster stand, war drüben doch schon der Vorhang zu. Ein sanftes Licht schimmerte dahinter. Wendeborn wartete, bis es verlösch war. Dann begab er sich selbst zu Ruhe! Aber er merkte bald, daß seine Ruhe dahin war.

Am andern Tage hatte er acht Stunden zu geben. Aber er brachte es trotzdem fertig, auch sein eigenes Wissen um Einiges zu erweitern. Er lernte den Namen Anna Krüger auswendig und erfuhr, daß ihm eine junge Klavierlehrerin gegenüber wohnte.

Statt Mittag zu essen, saß er am Fenster. Nicht vergeblich. Es kam wieder zu einer Verbeugung. Und zu einem Gegengruß. Einige Tage später erreichte er mehr. Nachdem er zwei seiner Freistunden vor der Hausthür verschritten hatte, traf er das Fräulein im Thoreingang. Er grüßte. Sie ließ ihre Musikmappe fallen. Er bückte sich und reichte sie der Besitzerin zurück. Fräulein Anna wollte danken, sprechen. Aber Christian Wendeborn kam ihr zuvor und sagte in seiner ganzen Bescheidenheit, daß er das Fräulein keineswegs aufzuhalten gedenke. Die junge Blonde wurde noch röther und eilte ins Haus.

In den nächsten Tagen kam es zu keinem Gegengruß.

Man war nun im November. Vor den geschlossenen Fenstern war es feucht und grau.

Christian Wendeborn dachte, daß es manchem Spaß machen könnte, wenn er einige rothe Sommerrosen zwischen seine Fensterscheiben setzen würde. Gedacht, gethan. Er kaufte sie. Und zwar ganz, wieviel Dauerhaftes man für dasselbe Geld hätte haben können. Sie dufteten Sommer.

Als er mit ihnen ins Hausthor eilte, zog jemand von Innen an der Thür. Durch die Scheiben sah er einen blonden Kopf. Er riß die Thür mit großer Höflichkeit auseinander grüßte und streckte die langstieligen Rosen seinem Gegenüber so nahe wie möglich entgegen. Das Fräulein zögerte. Roth wie die Rosen, deren süßer Hauch ihrer Nase ebenso nah war wie ihre Dornen.

„Welch ein Duft", sagte sie.

„Zu viel der Ehre", antwortete Christian Wendeborn und machte eine bescheidene Verbeugung.

Aber die Rosen hielt er weiter hoch Mochte das reizende Wesen so viel als möglich von dem schönen Duft einathmen.

Fräulein Anna lächelte verlegen auf die nahgezeichobenen Rosen und sagte schließlich leise:

„Etwa für mich?"

„Aber nein", schrie Christian mit dem ganzen Gaigenmuth des ertappten Verbrechers und versicherte, daß er sie selbst geschenkt bekommen.

„Guten Abend", sagte das Fräulein und glitt an Rosen und Wendeborn vorüber.

Nicht viele Tage darauf hatte Wendeborn herausgefunden, daß, wenn er des Morgens zwei Straßenbahnen später fuhr und dafür den Weg von der Haltestelle bis zur Schule im Galopp nahm, er die Bahn einen Theil des Weges mit Fräulein Anna Krüger theilen könnte.

Nicht immer gelang es. Aber heute war es Wendeborn geglückt, sich neben Fräulein Anna aufzuschwingen. Sie lächelte ihn an. Beim Zahlen ließ sie ein Nickelstück fallen. Wendeborn hob die Münze auf. Fräulein Anna dankte, lächelte und wollte etwas von komischem Zufall sagen.

Christian aber unterbrach sie hastig und sagte:

„Uebrigens, Wendeborn. Christian Wendeborn."

„Wie?" sagte Fräulein Anna.

„Christian Wendeborn", wiederholte er eifrig und versuchte, trotz des Gedränges, den Hut zu ziehen.

„Ach so", sagte Fräulein Anna.

Dann standen sie schweigend, eng nebeneinander. Jede Straßenbiegung ließ sie aneinanderprallen. Fräulein Anna sah feuerroth aus, aber nicht unglücklich.

Plötzlich flüsterte ihr Wendeborn etwas zu. Sie horchte lächelnd. Er flüsterte eifriger. Im Wageninnern war ein Platz frei geworden. Sie sollte sich beeilen, hineinzukommen. Sie dankte. Sie stände ganz gut hier.

Jetzt war wieder ein Platz frei. Sie mußte hinein. Wendeborn bestand darauf. Fräulein Anna seufzte und verschwand im Wagen.

Am nächsten Morgen wiederholte sich dieser Borgang.

Aber die Arbeitswoche hat sechs Tage. Es wurden dann und wann zwei Plätz frei. Man sprach oft die ganzen acht Minuten der Fahrt miteinander. Wendeborn erfuhr, daß Fräulein Anna die siebente Tochter eines Sparkassenrendanten einer Kleinstadt war und in die Großstadt gekommen, um sich selbst durchs Leben zu schlagen. Sie zählte neunzehn Jahre und fand sich uralt. Was Wendeborn für unbegründet hielt und ihr mit vielen geschichtlichen Beispielen zu widerlegen suchte.

Als man den Dezember vom Kalender zu reißen begann, überraschte Wendeborn eine feste Anstellung und eine Einladung der Frau Direktorin zum Heiligen Abend.

Letztere mußte er abschlagen. Er entschuldigte sich mit Zahnschmerzen. Was nicht ganz aus der Luft gegriffen war. Der Zahn der Zeit war ihm hinderlich. Sein schwarzer Rock hatte zum Schneider müssen, der ihn erst nach dem Fest wieder abliefern wollte.

Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Wendeborn mußte den Weihnachtsabend zu Hause verbringen.

Auch Fräulein Anna Krüger sollte den Heiligen Abend allein im Zimmer verbringen. Zum Weihnachtsbaum im Vaterhaus war die Reise zu theuer.

Wendeborn beschloß, ihr irgend eine kleine Freude zu machen. Er verbrachte aus diesem Grund den ganzen Sonntag vor dem Fest in einem Waarenhaus. Er hatte etwas zu sehen verlangt, was eine junge Dame brauchen könnte. Und nicht geahnt, was er damit heraufbeschwor.

Wer die Wahl hat, hat die Qual. Er kaufte nichts.

Erst als der Weihnachtsstern am Himmel stand, hatte er sich für eine hübsche Schachtel Schokolade entschlossen. Er hatte lange gewählt. Aber vergessen „zweiter Qualität" zu sagen.

Als es hinter den Fenstern hell wurde und draußen die Dunkelheit lag, machte sich Wendeborn bereit, sein Geschenk drüben auf dem Flur abzugeben. Er hatte es deutlich mit Fräulein Krügers Namen versehen, wollte es an die Thürklinke hängen, klingeln und forteilen.

Aber nichts läßt sich im voraus bestimmen.

Gerade als er sich bückte, um das wohlverschnürte Paket an Ort und Stelle zu bringen, wurde die Thür von innen geöffnet. Fräulein Anna erschien; ein lichterbrennendes Bäumchen in den Händen, wollte sie vorsichtig auf den Flur treten. Sie erschrak nicht wenig vor der sich schnell aufrichtenden Gestalt.

Wendeborn versteckte sein Paket auf dem Rücken und sagte zum Entschuldigung bittend:

„Unglücklicher Zufall!"

Fräulein Anna sagte, daß sie jemanden mit diesem Bäumchen hätte überraschen wollen. Aber da sie Besuch bekäme, könnte sie dies auch auf später lassen.

Christian Wendeborn versicherte, daß er nicht daran gedacht hatte, sie aufzusuchen.

Solche Zudringlichkeit läge ihm durchaus fern. Und er drehte um.

Dabei entdeckte aber Fräulein Anna das Paket in seiner Hand. Und das Lächeln kam zurück auf ihr Gesicht.

Sie rief Wendeborns Namen und bat ihn, doch einen Augenblick hereinzukommen. Sie hatte gerade ihr Weihnachtspaket von zuhause bekommen. Er solle ihr auspacken helfen.

Wendeborn konnte nicht unhöflich sein.

„Ganz zu Diensten", sagte er und trat näher.

Der Baum brannte nun auf dem Tisch zwischen ihnen. Es war still behaglich im Zimmer. Der blonde Kopf leuchtete aus dem Kerzenschimmer.

„Bei mir ist es kahler", sagte Wendeborn.

In der Weihnachtskiste war viel gute Wurst, Pfefferkuchen und Marzipan. Fräulein Anna hatte im Umdrehen einen kleinen Abendtisch hergerichtet.

Wendeborn weigerte sich, etwas zu essen. Er wollte das Fräulein keinesfalls berauben. Aber dann kaute er eine Wurstscheibe nach der andern. Ohne sie zu schmecken. Sein Geschmack war wo anders.

Fräulein Anna hatte viel von daheim erzählt. Denn, wenn sie nicht sprach, hörte man im Zimmer nur Wendeborn sich räuspern und die kleinen Lichter knistern.

Sie ging zum Klavier, spielte ein wenig und fragte, ob sie zusammen ein Weihnachtslied singen wollten. Und spielte die Melodie des Liedes: „Stille Nacht, heilige Nacht."

Er sträubte sich, ihr in die Stimme zu fallen. Nein, nein, sie solle nur ganz allein singen.

Sie begann. Beim zweiten Vers hatte Wendeborn, obwohl er sonst nicht inkonsequent war, doch mitzusingen begonnen.

Sie sangen alle Strophen durch.

Als der letzte Ton auch im letzten Winkel des Zimmers verklungen war, sagte Fräulein Anna, daß ihre Stimmen gut zusammenklängen.

„Zu viel der Ehre", wehrte Wendeborn ab.

Fräulein Anna seufzte. Nach einer Weile sagte sie, daß sie sich das Alleinsein leichter gedacht hätte.

Er mahnte sie daran, daß alles gelernt sein müsse.

Sie seufzte wieder und fragte, ob ihm das Alleinsein nicht mehr schwer falle.

Er räusperte sich. Und dann noch einmal. Und dann hüstelte er.

„Sagten Sie etwas?" fragte Fräulein Anna.

„Nicht gerade das", antwortete Wendeborn.

„Ich glaube, ich lerne es nicht, das Alleinsein", sagte Fräulein Anna nach einigem Ueberlegen.

Wendeborn sagte, daß man sich nicht unterschätzen müsse. Es gäbe nichts, was sich mit gutem Willen nicht erlernen ließe. Er kam auf das Lernen im Allgemeinen und sprach lange.

„Ich will es nicht lernen", rief Fräulein Anna, als er endlich eine Pause machte, und sie stampfte leicht mit dem Fuße auf.

„Ja, wie denn?" fragte Wendeborn beunruhigt.

„Nun, ich könnte doch auch einen Mann kriegen, ich bin doch nicht häßlicher als andere", rief Anna trotzig.

„Von häßlich kann gar keine Rede sein", sagte Wendeborn.

Er hatte sich unruhig erhoben, ging auf und ab und versuchte, Fräulein Anna von der Seite anzusehen.

Endlich blieb er stehen und fragte in dem festen Ton eines angestellten Lehrers, ob sie jemand Bestimmten im Auge habe.

Fräulein Anna wurde feuerroth.

Nein, an einen Bestimmten habe sie nicht gedacht. Es war überhaupt ein dummes Gerede gewesen.

„Das war durchaus nicht dumm, mein Fräulein", belehrte sie Wendeborn streng.

Und begann ihr im erregten Auf- und Abschreiten zu erklären, wie sich das biblische Motiv, daß es nicht gut sei, allein zu sein, im ganzen Kosmos wiederhole.

Anna seufzte. Das Kosmos war ein weites Feld.

Wendeborn sprach immer schneller und tupfte sich mit dem Taschentuch auf die tropfende Stirn. Und ganz unvermittelt sagte er am Schluß seiner langen Rede, daß er ihr also durchaus recht gebe. Und wenn sie vielleicht und hoffentlich niemand Besseren kannte, der ihrem Alleinsein bald das wohlverdiente und durchaus berechtigte Ende machen konnte, er sich ihr selber zu jeder Art von Heirath zur Verfügung stellen würde.

Fräulein Annas Augen wurden blank wie Sterne und begannen zu tropfen.

Wendeborn sah nichts, und die Stube war ein Karussel geworden.

„Ja oder nein?" schrie er angstvoll.

„Ja", flüsterte Anna.

Es sah aus, als suche sie einen Halt. Als hoffte sie, ihn in naher Nähe Christians zu finden.

Aber dieser holte mit zitternden Händen sein Notizbuch hervor.

„Gott sei Dank", schrie er. „Dann bitte ich Sie um die werthe Adresse Ihres Herrn Vaters. Ich werde mir erlauben, ihn sofort um seine Einwilligung zu bitten."

Anna begann zu diktieren. „Herrn Kassenrendant Wilhelm . . ." Sie war näher gekommen und sah dem Schreibenden über die Schulter. Plötzlich unterbrach sie sich und lachte. Das Gold des Haares war Christian so nahe wie noch nie.

Ganz leise fragte sie, ob er vor dem Schreiben nicht noch etwas Besseres wisse, was zur Verlobung gehöre.

Und gleich darauf hatte er gelernt, daß man sich, auch ohne die rechten Worte gefunden zu haben, deutlich fassen könne, wie gern man jemanden möchte. —

Es ist doch gut, daß die Frauen in manchen Dingen viel gescheiter sind als die Männer.

Zeitrechnung.

„Haben Sie dieses entzückende Theegeschirr schon lange?" — „Nun, etwa vier und ein halbes Dienstmädchen lang.

Unserer Besten Einer.

(Aus der Milwaukee - Sonntagspost von Ernest Brunken.)

In der gegenwärtigen Krise des Deutschamerikanerthums ist es mehr als je nothwendig, daß wir uns auf uns selbst besinnen, und daß wir uns jeden Elementes des deutschen Kultureinflusses auf die Bildung der werdenden amerikanischen Nation voll bewußt werden. Die gegenwärtigen maßlosen, von Interessen inspirierten Angriffe auf uns, welchen das wahre Beste des amerikanischen Volkes höchst gleichgültig ist, möchten vielleicht manchen an der Zukunft verzweifeln lassen. Aber solchen pessimistischen Befürchtungen ist man nicht berechtigt sich hinzugeben. Der Einfluß, den der deutsche Geist schon seit Menschenaltern auf die Zustände dieses Landes ausgeübt hat, ist nicht wieder auszurotten; und wenn erst im alten Vaterlande die Siegeshymnen erschallen und bei uns Deutschamerikanern ihr Echo finden, so wird unter der leicht beweglichen Menge des Anglo-Amerikanerthums eine Reaktion zu Gunsten alles Deutschen eintreten, wie unsere Geschichte sie noch nie gesehen hat. Dann ist die Zeit gekommen für uns, auf dem weiterzubauen, was tüchtige Männer deutschen Blutes und deutscher Kultur in der Vergangenheit geleistet und in der Gegenwart noch leisten. Der folgende Aufsatz soll auf einen der tüchtigsten lebenden Deutschen auf dieser Seite des Ozeans hinweisen, der leider bei der großen Menge der Deutschamerikaner viel zu wenig bekannt geworden ist.

Nur ein kleiner Theil dessen, was der deutsche Geist hierzulande gewirkt, spielt sich vor den Augen aller auf dem Tummelplatz der Politik, im Staube des Marktes ab. In den Hörsälen der Bildungsanstalten, in den Studierzimmern von Gelehrten, und an hundert von stillen Orten, wo durch emsige Arbeit neue Werthe materieller wie geistiger Art geschaffen werden, da muß man sein ruhiges Wirken belauschen. Man darf auch nicht erwarten, daß die Träger solcher Thätigkeit immer in enger Fühlung mit den Bestrebungen stehen, die gewöhnlich für die wichtigsten Aeußerungen des deutschen Lebens in den Ver. Staaten gehalten werden. In allen Theilen des Landes kann man Männer finden, die außerhalb enger Verbindung mit deutschen Vereinen oder deutscher Presse für die Bedeutung und den Einfluß deutschen Wesens unendlich viel mehr thun, als gar manche, die laut als Führer der Deutschamerikaner gepriesen werden.

Dem Manne, von welchem ich hier erzählen möchte, hat unser Land unendlich viel zu verdanken, aber sein Verdienst werden wahrscheinlich erst spätere Geschlechter nach voller Gebühr zu würdigen wissen. Es ist dies der Begründer der rationellen Forstwirthschaft in den Vereinigten Staaten, Bernhard Eduard Fernow.

Wie auf nicht wenigen anderen Gebieten, so ist auf dem des Forstwesens Deutschland der Lehrmeister der zivilisierten Welt gewesen. Keine andere Art der Bodenbenutzung bedarf so wie die Waldwirthschaft der wissenschaftlichen Grundlage, sobald die primitive Stufe der bloßen Ausbeutung der natürlichen Schätze überwunden ist. Beinahe das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch konnte nur auf deutschen Forstakademien und Universitäten diese Grundlage erworben werden, und nur in deutschen Forsten konnte man praktische Anwendung der wissenschaftlichen Theorie in ihrer ganzen Fülle beobachten. Aus allen Ländern, wo die Nothwendigkeit rationeller Wirthschaft fühlbar wurde, strömten Studierende an die deutschen Forstschulen, und deutsche Lehrer trugen ihr Wissen in das Ausland. Ein Deutscher, Brandes, wurde von der britischen Regierung berufen, die Forstverwaltung Indiens zu organisieren, und Fernow legte das Fundament, auf dem jetzt bereits ein stattlicher Bau für die amerikanische Forstwirthschaft entstanden ist.

Geboren zu Inowrazlaw in Ostpreußen im Jahre 1852, erhielt Dr. Fernow seine Fachbildung auf der Königsberger Universität. Im Jahre 1870 konnte er im Kriege gegen Frankreich mitkämpfen. Im Jahre 1876 kam er nach Amerika; aber da für die Arbeit in dem Berufe, für den er sich ausgebildet hatte, damals hier noch kein Feld war, so kehrte er sich zunächst der verwandten Thätigkeit des Ingenieurs zu und hatte während der nächsten zehn Jahre mannigfaltige Gelegenheit, die amerikanischen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen. Im Jahre 1886 wurde er zum Chef der Forst - Division im Ackerbau-Departement in Washington ernannt. Damit begann nicht nur für den in der Blüthe junger Mannestkraft stehenden deutschen Förster, sondern auch für das amerikanische Forstwesen eine neue Epoche.

Die Forst - Division war damals ein unscheinbares Pflänzchen, das im Verborgenen blühte, und, wenn es einmal die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog, zumeist nur Spott erntete. Der überwältigenden Mehrheit der Amerikaner war es vollkommen unbekannt, daß man die Holzschätze unserer Naturwaldungen anders benutzen könne, als daß man sie niederschlage und dann entweder den Boden in Ackerland verwandelte, oder zu minderwerthigem Gestrüpp allsjährlich von Feuer verheert, aufwachsen ließe. Von Forstschutz der einfachsten Art hatte man keine Ahnung. Seit einer Reihe von Jahren hatten allerdings warnende Stimmen auf die üblen Folgen einer Vernichtung der Wälder hingewiesen. Einer der allerersten darunter war der Wisconsiner naturforschende Pionier, Increase Allen Lapham. Eine Bewegung war entstanden, die auf Forstschutz hinarbeitete. Aber die Theilnehmer an dieser Agitation mißverstanden meist ihre Aufgabe gänzlich, und viele schadeten durch ihre dilettantenhaften Bestrebungen mehr als sie nützten. Sie glaubten vielfach, daß unter Forstschutz das Unbenutztlassen der Wälder zu verstehen sei, und waren dafür, daß auf den noch in öffentlichem Besitz befindlichen Waldländereien fortan kein Baum mehr gefällt werden dürfe. Die Mehrzahl dieser Leute bestand aus bloßen Schwärmern für landschaftliche Schönheit, denen ein ernstes Studium der einschlägigen naturwissenschaftlichen, ökonomischen und sozialen Fragen unendlich fern lag. Unter der Menge befanden sich allerdings auch einige Männer von größerem Kaliber, hauptsächlich Botaniker, wie der berühmte Asa Gray; dann C. A. Sargent, der Verfasser des dendrologischen Monumentalwerkes American Silva, und besonders der Deutsch - Pennsylvanier Dr. Rothrock, der sich allmählich zu einem Forstmann von Fach herausarbeitete und eine Reihe von Jahren, bis 1906, Leiter der Forstverwaltung seines Heimathsstaates war.

Die Errichtung der Forstdivision in Washington war so ziemlich das einzige greifbare Resultat dieser Agitation gewesen. Fernows Vorgänger in diesem Amte waren wohlmeinende Männer, die sich damit begnügten, ein paar populäre Schriften zu veröffentlichen, in denen bekannte Dinge mehr oder weniger klar erläutert wurden. Mit dem Amtsantritt Fernows begann erst die wirklich nutzbringende Thätigkeit. Wissenschaftliche Untersuchungen über die naturwissenschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse der amerikanischen Wälder wurden angestellt und ihre Resultate veröffentlicht. Aehnliche Bestrebungen in den Einzelstaaten, namentlich in New York, Pennsylvania, Minnesota und Wisconsin, erhielten kräftige Unterstützung. Daneben wurde durch Wort und Schrift ein besseres Verständnis forstlicher Dinge im Publikum gefördert. Langsam aber stetig zeigte sich der Erfolg dieser Thätigkeit. Die vom Kongreß zur Verfügung gestellten Geldmittel wurden allmählich weniger ärmlich, und dadurch wurde der Chef der Division in den Stand gesetzt, sich mit einem Kreis jüngerer Kräfte zu umgeben und so die ersten amerikanischen Förster zu erziehen. Unter diesen ist wohl der bedeutendste Filibert Roth, jetzt Professor der Forstwissenschaft an der Staatsuniversität zu Ann Arbor. Dieser ist ein geborener Deutscher, der aber schon seine Knabenjahre in Sauk City, Wisconsin, verlebte. Bald begann man auch im Publikum, und besonders unter den Holzschläger-Gesellschaften, den Werth und die Nothwendigkeit der forstlichen Reformbestrebungen einzusehen. Fernow erlebte die Genugthuung, daß die bedeutende Fachzeitung, American Lumberman, die lange Zeit hindurch nichts als beißenden Spott für ihn und seine Wirksamkeit hatte, zu einem seiner eifrigsten Anhänger wurde. Im Jahre 1894 wurde durch die Proklamation der ersten Waldreservationen der Anfang zu der heute bereits kräftig entwickelten Forstwirthschaft von Bundeswegen gemacht. Dieser Schritt war hauptsächlich Fernow zu verdanken, obgleich die rationelle Pflege der reservierten Ländereien allerdings erst begonnen wurde, nachdem er bereits auf ein anderes Feld der Thätigkeit übergetreten war.

Im Jahre 1898 errichtete der Staat New York an der Cornell - Universität die erste amerikanische Forstlehranstalt, zu deren Leiter Fernow (dem inzwischen die Staatsuniversität von Wisconsin das Doktordiplom verliehen hatte) berufen wurde. Leider mußte die Anstalt schon nach vier Jahren wieder suspendiert werden infolge der Intrigen von einflußreichen Privatpersonen, die sich durch die forstlichen Maßnahmen auf dem Versuchsforst der Anstalt geschädigt glaubten. Sie ist inzwischen in etwas veränderter Form wieder eröffnet worden. Immerhin hatte Fernow Zeit gehabt, einer Anzahl tüchtiger junger Leute eine gediegene Fachbildung zu geben, welche sie heute im Dienste der Bundesregierung, sowie mehrerer Einzelstaaten und einiger Privatkorporationen, nützlich verwerthen.

Fernow wurde darauf an die neugegründete Forstschule in Pennsylvanien berufen, aber schon ein Jahr später nahm er einen Ruf der kanadischen Regierung an, die Leitung der neugegründeten Forstschule an der Universität zu Toronto zu übernehmen. Dort wirkt er noch heute. Bis zum Ausbruch des Krieges war man in Kanada nicht wenig stolz auf den inzwischen zu internationalem Ruf gelangten deutschen Forstmann, aber seit der Katastrophe von 1914 hört man leider von Zeit zu Zeit, daß ihm das Leben nicht wenig schwer gemacht wird.

Fernow ist es vergönnt gewesen, das, was er in der Jugend gesäet, im reiferen Alter kräftig ergrünen zu sehen und sich sagen zu dürfen, daß er für zwei große Länder Gutes und Großes geschaffen. Darüber, daß ihm der laute Ruhm des Marktes versagt geblieben, wird er sich zu trösten wissen. Wir Deutschamerikaner aber müssen, wenn wir unsere besten Männer nennen, dem Bernhard Eduard Fernow einen Platz unter den ersten und würdigsten anweisen.

Dichterling (Morgens durch den Lärm der Fabrikdampfpfeifen erwachend): „Sollte etwa mein Theaterstück aufgeführt worden sein?!"

Die Dobrudscha.

Die seit 1878 auf Grund des Berliner Vertrags zu Rumänien gehörende Dobrudscha, rumänisch Dobrogea, ist wieder zum Schauplatz großer Waffenentscheidungen geworden. Diese Landschaft mit dem Donaudelta umfaßt 15,600 Quadratkilometer und liegt zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer, von Silistria durch eine Linie nach der Küste, und zwar oberhalb Mangalia, abgegrenzt. Durch den Bukarester Frieden vom 10. Aug. 1913 erhielt Rumänien von Bulgarien noch Silistria und das Land oberhalb von Tutratan (Turtukai) an der Donau bis Ekrene am Schwarzen Meer. Rumänien bekam den holz- und wasserreichen Bezirk des Deli Orman, des „Wilden Waldes" und mit Silistria einen wichtigen Brückenkopf. Alles hat es nun wieder verloren.

Von 29 v. Chr. an zur römischen Provinz Moesia gehörend, bildete die Dobrudscha nach der Verwaltungs-Organisation Diocletians und Konstantins die Provinz Scythia minor. Anfangs der Völkerwanderung wohnten hier die Goten, im siebenten Jahrhundert besetzten Slaven das Land. 679 kam die Dobrudscha unter die Herrschaft der Bulgaren, sie war 971 —1186 byzantinisch, 1186—1396 abermals bulgarisch und 1396—1878 türkisch. In den Jahren 1773, 1774, 1809 und 1811, 1828—1829, sowie 1854 wurde in der Dobrudscha gekämpft. Der kleine Ort Kuetschük Kainardsche (südöstlich von Silistria) erinnert an den Frieden (1774), der Rußland für Jahrzehnte die ungestörte Durchfahrt durch die Dardanellen brachte. Ssuwarow, Kamenski, Diebisch benützten die Dobrudscha als strategischen Weg. Auch im gegenwärtigen Weltkriege sollte sie für die Russen das Einfallsthor nach Konstantinopel bilden, trotz der ungünstigen Verkehrsverhältnisse.

Noch heute findet man in der Dobrudscha mächtige Wälle, die aus den alten Römerlagern stammen. Eine solche, den Römern zugeschriebene Befestigungslinie, die sich von Tschernawoda bis Constanza erstreckt, ist der bekannte Trajanswall, 3 bis 6 Meter hoch. Der Trajanswall soll von Trajan durch eine Steinmauer vervollständigt worden sein. Fast an der Donau liegt noch heute bei Adam Klissie ein Siegesdenkmal Trajans, errichtet 108—109 n. Chr., neuerdings wieder hergestellt durch den Dobrudschaforscher Gregor Tocilescu.

Ein großartiges Bauwerk der Gegenwart ist die bei Tschernawoda über die Donau laufende Brücke der Bahn von Constanza nach Bukarest, in einer Höhe von 38 Meter über dem Wasserspiegel. Die wichtigsten Orte in der Dobrudscha sind, an der Donau: Rasova, Tschernawoda, Hirsova, Macin, Isaccea, Tulcea, Sulina; am Meer: Caraorman, Constanza, Mangalia; im Innern: Babadagh (die frühere Hauptstadt) und Medschidije (die im Jahre 1855 von Tataren gegründete Stadt).

Die Bevölkerung (im Jahre 1899 258,242 Seelen) ist von kosmopolitischer Mischung: Türken (Turkmenen), Tataren (welche aus der Krim hier angesiedelt wurden und Landwirthschaft treiben), im Jahre 1864 eingewanderte Tscherkessen, Rumänen (besonders der Donau entlang) und Bulgaren, dazu in den Städten Griechen, Armenier und Juden, in den Donau- und Seehäfen Westeuropäer. Auch deutsche Kolonistendörfer gibt's in der Dobrudscha. Die rumänische Kolonisation des Landes durch Ansiedlung von Veteranen hat keinen günstigen Erfolg gehabt.

Das Land ist eine wasserarme, steppenartige Hochebene. Es ist zum Ackerbau wenig geeignet, hat aber ausgedehnte Viehzucht, besonders Schafzucht. Außerdem treibt die Bevölkerung Fischerei (an der Donau und am Meer), Salzgewinnung, Bienenzucht und in den Donau- und Küstenstädten bedeutenden Handel. Die Hauptnahrung der Bevölkerung ist Maisbrot, Schafmilch, Schafkäse und Zwiebeln.

Auf den Fremden macht die Dobrudscha mit ihrer wilden Schönheit, der buntgemischten Bevölkerung in farbenreichen Volkstrachten großen Eindruck. Die Gastfreundschaft hat sich in der Dobrudscha als alte, schöne Sitte erhalten.

Die Dobrudscha ist zum großen Theil den Rumänen selbst wenig vertraut geworden; heute bildet sie für das Land den Lebensnerv des Krieges. Die vorerwähnte Eisenbahnbrücke bei Tschernawoda stellt die Verbindung mit den westeuropäischen Bahnlinien über Bukarest her. Constanza ist außer der Donaumündung der einzige Hafen, der für russische Transporte in Frage kam, und diese Verbindung ist dank Mackensen, und wohl für die ganze Kriegsdauer unterbrochen.

Nobler Empfang.

Der Landesfürst ist eingetroffen und nimmt im Ortswirthshaus einen Imbiß ein. Bürgermeister: „Wir haben Durchlaucht zu Ehren eigens für unser Grammophon die Nationalhymne kommen lassen. Wenn Durchlaucht sie hören wollen, dürfen Durchlaucht nur ein Zehnerl einwerfen."

Glosse.

Eine Frau von Geschmack paßt nicht sich jeder Mode, sondern paßt jede Mode sich an!"

„Erst schreit man, bis man Zähne kriegt, später heult man, bis sie wieder 'raus sind."